

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Schicksale.

Roman von Heinrich Kornfeld.

(Nachdruck verboten.)

(Amerikanisches Copyright by Carl Duncker 1914.)

„Kann ich sonst noch irgend etwas für dich tun, Mama?“

Die alte Dame bewegte verneinend den Kopf. Trotz der sechzig Jahre zeigte ihr Gesicht noch immer Spuren jener einstigen Schönheit, die auf den Pariser Boulevards den Flaneurs des zweiten Kaiserreiches so oft Gelegenheit zu hitzigen Debatten gegeben.

„Nichts, mein Kind. Geh nur hinunter. Alphonse wird sicherlich bereits im Speisezimmer auf dich warten.“

Die junge Frau richtete sich von dem Krankenbett der Greisin hoch. Ein schwer zu deutender Zug überrann ihr Gesicht.

„Mag er, Mama. Für mich ist es wichtiger, daß du alle Bequemlichkeiten hast, deren du bedarfst, als daß Bettler Alphonse ein paar Minuten weniger auf mich wartet.“

Die Witwe des ehemaligen Finanzministers, des Marquis de St. Chamant, sah ihrer Schwiegertochter mit leiser Spannung in das schmale, oval geschnittene Gesicht, dessen zarte, fast noch mädchenhafte Farben seltzam gegen das lodrende Aituspfergold ihres Haars kontrastierten.

„Der gute Alphonse hat es sich nicht nehmen lassen, Jutta, die unständliche und gefährliche Reise von Paris bis hier an die Marne zu unternehmen — einzig zu dem Zweck, um mit dir über wichtige Dinge Rücksprache zu nehmen.“

Die junge Witwe stand schon dicht an der Tür. Jetzt verhielt sie noch einmal den Schritt, wandte sich zu dem Krankenbett zurück.

In ihrer Stimme war eine leise kühle Schärfe, als sie entgegnete:

„Ich wüßte nicht, Mama, welche Sorgen Bettler Alphonse mit mir gemeinsam haben könnte.“

„Vielleicht gibt es doch einige, mein Kind.“

„Möglich, Mama. Wer dann bin ich zumindest nicht wißbegierig, sie kennen zu lernen.“

Die weissen Hände strichen auf dem Plumeau des Bettes ruhelos hin und her.

„Jutta — du bist erst sechsundzwanzig Jahre, in diesem Alter gibt man noch leicht augenblicklichen Stimmungen nach.“

„Ich tat es nie, Mama. Und wenn dieser Vorwurf vielleicht auf meine Mädchenjahre zutreffen sollte — vergiß nicht, daß ich zwei Jahre glücklich verheiratet war und in Mens einen Mann gefunden hatte, zu dem ich in allen Dingen als dem Besseren und Klügeren aufblicken durfte.“

„Er war mein einziger Sohn und hat stets gewünscht, was er den Traditionen seines Hauses schuldig war!... flüsterte die alte Dame. Dann raffte sie sich auf, zwang die jählings wieder aufbrandende Trauer um den dahingegangenen Sohn gewaltsam nieder, lächelte ältlich:

„Nun aber geh, mein Kind. Und vergiß nicht, daß Herr de Marsillargues ein näher und lieber Verwandter unseres Hauses ist, zu dem ja auch du gehörst.“

Die junge Marquise de St. Chamant verließ auf leisen Sohlen das Krankenzimmer, stieg die gewundene Freitreppe hinunter, die aus den oberen Räumen des Schlosses St. Chamant zum Parterre hinabführte, betrat noch einmal für einen flüchtigen Augenblick ihr Ankleidegemach, prüfte mechanisch und gedankenlos vor dem großen Spiegel des Frühstückszimmers ihren Anzug.

So dauerte es doch fast noch eine Viertelstunde, bis ihr im Speisezimmer der Bettler Alphonse die Hand küssen durfte.

„Ich bin entzückt, Cousine, Sie unverändert jung und reizend wiederzusehen.“

Das war so seine ständige Redensart während der fünf Jahre, wo er in ziemlich regelmäßigen Zwischenräumen auf Schloss St. Chamant seine Besuche abzustatten pflegte. Allerdings — in den drei Wintern Jahren, seit der Marquis gestorben, waren seine Besuche seltener geworden. Früher dagegen hatte sich für ihn als passionierten Jäger oft Gelegenheit gefunden, der jungen Marquise die Fingerspitzen zu küssen und den Bettler René seiner unveränderten herzlichen Freundschaft zu versichern.

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten, Alphonse, daß ich Sie etwas warten ließ.“

„Und doch hätten Sie dies nicht tun dürfen, teuerste Cousine. Sie kennen doch das Sprichwort, nach dem Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige ist. Und Sie sind ja die wahre Königin dieses entzückenden alten Raubritternestes, das Ihr hartnäckig „Chateau Chamant“ nennt.“

„Ich bin Ihnen, Alphonse, für die guten Absichten, die in diesen Komplimenten liegen, selbstverständlich dankbar. Aber vergessen Sie nicht, daß wir Frauen aus dem Departement Marne keinesfalls so unbescheiden sind, die Ansprache der Pariser Schönheiten zu den unsrigen zu machen.“

In den großen dunklen Augen des Herrn de Marsillargues bligte es flüchtig auf.

„Jetzt haben Sie sich selbst gefangen, teuerste Cousine. Denn Sie gehören weder zu den mehr oder minder ansprechbaren Schönheiten von Paris noch zu den Frauen des Departements Marne — Sie sind eine Deutsche, die einzige Tochter des verstorbenen Regierungsrats von Asperg, und stehen als solche außerhalb jedes Vergleichs und jeder Konkurrenz. Und sehen Sie, Jutta, gerade das hat mich bei unserer ersten Begegnung auf Ihrem Hochzeitstage — wo ich Sie zum erstenmal sah — so wahrhaftig gereizt. Eine Deutsche, die Tochter eines hohen deutschen Verwaltungsbeamten, und besah den talblütigen Mut, einen französischen Marquis zu heiraten.“

„Es war weniger kaltblütiger Mut, als — und das wissen Sie ja selbst am besten — als herzliche und aufrichtige Zuneigung zu meinem Gatten.“

Aber Herr de Marsillargues beachtete diesen Einwurf

nicht. Er fuhr fort — immer mit seiner etwas gedämpften, einschmeichelnden Stimme:

„Eine Deutsche, die den Mut besaß, einzig ihrer Meinung und ihrem persönlichen Empfinden zu gehorchen. Eine Deutsche noch dazu, die den Charme einer Vollblutpariserin mit dem Stolz einer Spanierin und dem Geist einer Schwedin vereint.“

„Wollen wir nicht zu Tisch gehen, Better?“ ... unterbrach die junge Marquise mit süßler Freundlichkeit.

Der Pariser Gast bot ihr galant den Arm und führte sie zu ihrem Platz, hinter dem bereits ein Diener wartend stand.

Aber während sie die heiße Schildkrötensuppe vorsichtig aus kleinen Täßchen tranken, nahm er hartnäckig sein Gesprächsthema wieder auf. Daß der Diener fortwährend ab und zu ging, daß der Haushofmeister von der riesenhafte breiten Krone her das Servieren und den Verlauf des Soupers überwachte... Alphonse de Marsillargues kümmerte es nicht.

Was Domestiken! ... Notwendige Begleiterscheinungen des täglichen Lebens, ... aber nimmermehr Menschen, deren Gegenwart man berücksichtigen muß.

Er hob das Glas. Der schwere Bordeaux junkelte wie Herzblut.

„Teuerste Zutta — lassen Sie mich Ihnen für die Gastfreundschaft danken, die Sie mir seit vierundzwanzig Stunden erweisen. Lassen Sie mich trinken auf die Schönheit!“

Die junge Marquise de St. Chamant duldete es nachsichtig lächelnd, daß er mit seinem Glase leise klingend das ihre streifte. Duldete ohne Gegenwehr seinen Trinkspruch.

Und hielt die Unterhaltung während der ganzen Dauer der Tafel auf der gleichen unverfänglichen Höhe — bis der Wokka serviert wurde und der Haushofmeister sich mit dem Diener zurückzog.

Da fragte sie, kaum daß sich die Tür geschlossen:

„Man sagte mir, Alphonse — Sie wünschten mich in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen?“

Diese ruhige Offenheit schien den Pariser Gast etwas zu verwirren.

Er hob rasch den Kopf und sah seine schöne deutsche Cousine eine Sekunde scharf an.

„Gab Ihnen die alte Dame Einzelheiten, Zutta?“

„Durchaus nicht. Sie wies nur darauf hin, daß Sie die unbequeme und gefährliche Reise von Paris bis hier in die Champagne einzig zu dem Zweck unternommen hätten, mich in wichtigen Dingen zu sprechen.“

„Ich muß Ihnen allerdings auch offen gestehen, Alphonse, daß Ihr Besuch — so angenehm er mir natürlich ist — mich doch etwas überrascht hat.“

„Und weshalb?“ ... fragte er schnell.

„Weil ich vermutete, Sie seien irgendwie durch ein öffentliches Amt in Paris festgehalten oder befänden sich bei der Armee.“

Aber kaum, daß die junge Marquise das ausgesprochen, bereute sie es schon wieder. Ueber das stets verbindliche bartslose, etwas verlebte Gesicht ihres angeheiterten Betters flog ein dunkler Schatten. Und die Stimme trankte leise Bitterkeit, als er erwiderte:

„Bei der Armee? Cousine, was sollte ein Krüppel wohl in den Reihen der glorreichen französischen Armee zu suchen haben?“

„Schämen Sie sich, Alphonse, Sie verüßdigen sich!“

Der Pariser hatte sich etwas über den Tisch gebogen, in seinen dunklen Augen flackerte unstatet Licht.

„Ich verüßdige mich nicht, teuerste Cousine — ich mache mir nur das Herz schwer, wenn ich wieder an diese abgetanen Dinge rühre. Und doch ist vielleicht gerade heute der Augenblick, dapon zu sprechen.“

„Sehen Sie, Zutta — die Marsillargues sind ein altes Offiziersgeschlecht, das sich seinen Adel unter dem großen Korben in den spanischen Feldzügen gegen Wellington erkämpfte. Wen kann es da wundernehmen, daß auch ich auf der Schule nur dem einen einzigen Gedanken nachträumte, Offizier zu werden. Und mein Vater begünstigte diesen Wunsch in jeder Form, ließ mich schon als Schüler Reittunterricht nehmen und jeden Sport betreiben, der dazu geeignet war, meinen Körper zu stählen und abzuhärten. Und das ging so lange, bis eines Tages im Bois de Boulogne mein Pferd vor einem ihn anspringenden Hund scheu wurde und mich abwarf, der ich darauf nicht vorbereitet gewesen.“

Nun, dieser kleine Zwischenfall schadete mir nicht weiter, als daß ich mir den rechten Schenkel zweimal brach. Ich hab' dann Wochen um Wochen im Gipsverband gelegen. Als ich endlich wieder aufstehen konnte, da war mein rechtes Bein etwas kürzer geworden und jede Aussicht auf den Offiziersberuf zum Teufel.“

Er hatte ganz kühl und leidenschaftslos gesprochen. Aber vielleicht gerade diese Resignation wirkte auf die junge Witwe so stark, daß sie ihm herzlich die Hand auf den Arm legte.

„Ich bedauere Sie, Alphonse; denn ich kann Ihnen nachfühlen, wie bitter Sie es empfunden haben müssen, diesen Ihnen liebgewordenen Gedanken an den Offiziersberuf aufzugeben. Aber trösten Sie sich — erstens sind Sie ja in der glücklichen materiellen Lage, auch ohne Beruf leben zu können; und dann — ich kannte Sie schon viele Monate, ehe ich überhaupt merkte, daß Ihr rechtes Bein etwas kürzer ist.“

Der Pariser Gast hatte mit behutsamer Zärtlichkeit die schmale kleine Frauenhand von seinem Arm genommen und beugte sich über sie.

„Sie sind ein Engel an Güte, Zutta. Ich habe nie eine Frau gekannt, die Herzengüte und Schönheit in so harmonischer Form zu vereinigen weiß. Der gute Kenne hat sicherlich nicht die blasseste Ahnung gehabt, an weissen Seite er da zwei Jahre leben durfte.“

Ein Klopfen an der Tür ließ sie beide aufhorchen.

Ein Lakai trat ein.

„Was ist, Frederic?“

„Frau Marquise — unten im Hof hält ein deutscher Offizier mit einigen Soldaten und begehrt den Herrn oder die Dame des Hauses sofort zu sprechen.“

Ein deutscher Offizier!

Wie Welterschlag schmetterte dies Wort, dieser Begriff in die behagliche Ruhe des hochgetäfelten Speisezimmers, in den Gedankengang der beiden Menschen, die sich beim Wokka gegenüberfassen und sich so ganz in persönliche Sorgen vertieft hatten.

Ein deutscher Offizier!

Jaft mußten sie sich gewaltjam erinnern, daß draußen die weiche Frühherbstnacht nicht über friedlichen Menschen träumte, sondern über langgezogenen, zickzackförmig durcheinanderlaufenden Schützengräben, in denen hinter Repetierbüchsen und Maschinengewehren endlose Ketten selbstgrauer deutscher Infanterie sich eingenistet hatten; über Anhöhen und Waldkisternen träumte, wo sich deutsche Schnellfeuerbatterien in guter Deckung eingegraben, um im blassen Frühlicht des nächsten Morgens wieder ihre tödlichen Feuerstrahlen auf den Gegner zu richten.

Ein deutscher Offizier!

Bis an die Marne bereits hatte sich der kirrende Eisenwall deutscher Armeen vorgeschoben, rang er den verbündeten Schritt um Schritt ihrer heimatischen Erde unter Strömen von Blut ab.

In die Defensive gedrängt die Armeen des Generalissimus Joffre, der verbündeten belgischen und englischen Hilfstruppen — ihnen gegenüber flatterten trotzig die ruhmgekrönten sieggewohnten Standarten deutscher Regimenter.

Was da in verwinkelten Augusttagen das unglückliche Belgien gesehen ... ein wüster, hirnzerfressender Fiebertraum — eine dröhnende gigantische Orgie von zertretenen Landschaften, eroberten Städten, zerschossenen Festungen, vernichteten Brigaden. Ein grauenhaftes Starfgericht über eines Jaunkönigs Land, der gewagt hatte, mit vermessenem Wahwitz den deutschen Riesen herauszufordern.

Seit Tagen schon — wenn die junge Marquise de St. Chamant auf die Terrasse des Schlosses hinaustrat und an der steinernen Ballustrade lehnte und hinauschaute in die blühenden Niederungen der Champagne — dann wehte von drüben, wo in hundert Kilometern Entfernung der Marne vielgewundener Lauf der Stadt Chalons zuströmte, ein seltsam dumpfes Dröhnen und Brausen zu ihr herüber. Wie ein gedämpftes Riesenorchester, dessen Töne wirr durcheinanderbrausen.

Und oft hatte sie darüber nachgedacht, oft hatte sie den Haushofmeister und die übrig gebliebene Dienerschaft nach jenen seltsamen Tönen befragt. Doch niemand hatte es gewagt, ihr Auskunft zu geben; niemand hatte es gewagt, der schönen jungen Frau zu gestehen, daß die deutschen Armeen sich schon bis dicht an den Rhein-Marne-Kanal herangekämpft hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der selige Onkel.

Eine kleine Erzählung von Felix Frhr. v. Stenglin.
(Nachdruck verboten.)

Man kommt ohne Weltklugheit nicht aus. Ich versuchte es, aber meine Frau hat ganz recht, es geht nicht. Sie ist mir in dieser Beziehung mit Erfolg vorangegangen. Dadurch, daß sie weltklug ist, bin ich in den Augen der Welt ein ganz anderer Mensch als in Wirklichkeit, und das ist sehr gut, denn sonst könnte man mit mir keinen Staat machen, und wir müßten auf mancherlei Vorteile verzichten. Natürlich erlebt man dabei Ueberraschungen. Ich erfahre zum Beispiel Dinge, die mit mir geschehen sind, ohne daß ich es ahnte. So wußte ich gar nicht, daß ich neulich eine gefährliche Infuenza hatte. Meine liebe Frau hatte mich wegen meines Ausbleibens bei Verwandten mit dieser Tatsache entschuldigen wollen, und ich selbst hörte erst davon, als man mich zu meiner Wiederherstellung beglückwünschte. Damals sagte ich meiner Frau, ob sie nicht vielleicht doch zu weit gegangen sei, und ob es nicht genügt hätte, zu sagen, daß ich beschäftigt war. — Aber heute sehe ich ein, daß man Weltklugheit braucht, und zwar auf Grund meiner eigenen häuslichen Erfahrungen.

Meine Frau hatte nämlich einen seligen Onkel. Die Autorität des Vaters Egon — der, nebenbei gesagt, zweimal durchs Referendar-Examen gefallen ist — zieht doch nicht immer, und da muß Onkel Willy herhalten, der ohne Zweifel ein Mann von großen Verdiensten war, als fürsorglicher Verwandter wie als angesehenen hoher Beamter. Meine Frau hat zum Beispiel den dringenden Wunsch, daß ich zu einer Gelegenheit den schwarzen Anzug anziehe, und um diesem Wunsch mehr Nachdruck zu verleihen, sagt sie mit jenem gewissen Ernst, den sie in solchen Augenblicken entfaltet — einem Ernst, durch den die Wehmüt über den Verlust des guten Onkels hindurchschimmert: „Mein seliger Onkel Willy zog in solchen Fällen immer den schwarzen Anzug an.“ Eine ganz harmlose Bemerkung, wie es scheint, die aber doch das unerfreuliche Gefühl in mir auslöste, neben meiner Frau noch einen anderen, unsichtbaren Widersacher mir gegenüber zu haben, dem ich nicht beikommen konnte. Ein anderes Mal weigerte ich mich, einer Dame, die wir besuchen, Blumen mitzubringen. Zwar bin ich ein großer Blumenfreund, aber es geht mir das Bestreben ab, mir das Wohlwollen anderer Leute gewohnheitsmäßig durch dergleichen äußere Höflichkeiten zu erwerben; wenn ich Blumen mitbringe, so soll das ein Zeichen meiner besonders herzlichen Empfindung sein, was hier nicht zutrifft. In diesem Fall mißte sich dem sittlichen Ernst ein gut Teil mitleidiger Herablassung bei, als meine Frau erklärte, der selige Onkel würde es nicht unterlassen haben, der Dame des Hauses einen Strauß zu überreichen, wie er überhaupt ein Mann von so liebenswürdigen Manieren gewesen sei — nun, daß man dergleichen heute überhaupt nicht mehr begreife.

Mit den an eine Mahnung streifenden Aeußerungen über den Onkel wechselten solche der Erinnerung ab. Wir haben uns zum Beispiel an einer Wanderung erfreut und sind im Gasthaus eingelehrt, als meine Frau die glückliche Stimmung damit unterbricht, daß sie mir die Hand auf den Arm legt, mich mit unstillen Augen ansieht und bewegt äußert, als ob sie meines innigsten Anteils gewiß sei: „Gott, der gute Onkel Willy! Wie reizend war er immer, wenn er mit Mutterchen und mir ausging!“ Natürlich wurde daraufhin meine Miene etwas ernst. Ich habe Onkel Willy nie gekannt, ich halte ihn für einen Ehrenmann — aber schließlich bin ich doch auch reizend, wenn ich mit meiner Frau ausgehe!

So lebte der selige Onkel mit uns fort, drängte sich in unsere freudigen und weniger freudigen Momente und verließ uns eigentlich nur ausnahmsweise. Längere Zeit war ich gebulbig — obwohl ich damals schon das Gefühl hatte, es wäre besser, wenn der Onkel noch lebte, da ich ihm dann Aug' in Auge hätte gegenüberstehen können. Ich hoffte, daß meine Frau, wenn sie einmal alle guten Eigenschaften des Onkels genügend beleuchtet, alle Momente, in denen er als Beispiel dienen konnte, hervorgehoben, alle Gelegenheiten der Erinnerung eine gute Zeit lang ausgekostet haben würde, endlich in der Bekundung ihrer Verehrung eine gewisse Ruhepause eintreten lassen würde. Als das aber nicht geschah, wurde es mir zu viel. Ich litt geradezu. Es kam dahin, daß ich dies durch Seufzen bekundete, worauf dann meine Frau besorgt und ahnungslos fragte, ob mir etwas fehle? Ich schüttelte nur wehmütig den Kopf. Sie drang in mich, ich blies standhaft — bis eines Tages (wir waren nun schon mehrere Jahre verheiratet) mir 'ne Laus über die Leber lief. Meine Frau erzählte mir wieder etwas beispiellos Vorbildliches vom seligen Onkel, und da plagte ich mit der etwas ärgerlichen Bemerkung heraus: „Ja, das kann er ja nun nicht mehr!“ Damit hatte ich aber etwas sehr Uebles angedeutet. Meine Frau sah mich erst eine Weile, entscherte an und antwortete darauf mit vernichtendem Ausdruck: „Nein, allerdings, das kann er nicht mehr, da er tot ist.“ Ich kam mir nun glaublich roh vor und beschloß, so etwas nie wieder zu tun.

In dieser Zeit besuchte ich ein Freund, den ich lange nicht gesehen hatte, und der mich denn auch weidlich nach meinen Eheerscheinungen ausfragte, als wir nach Tisch bei einer Zigarre in meinem Zimmer saßen. „Deine Frau macht wirklich einen sehr angenehmen Eindruck,“ sagte er, „sie hat mir sehr gefallen.“

„Ja, ja,“ antwortete ich, „mir gefällt sie auch — vielleicht bis auf eins.“

„Da bin ich neugierig — was ist denn das?“

„Ja, sie hat nämlich einen seligen Onkel,“ erklärte ich. Meiner Freund sah mich verblüfft an. Man, da schilderte ich ihm denn, wie der selige Onkel sozusagen der Dritte in unserer Ehe sei. Ich schüttelte ihm mein ganzes Herz aus und gestand, daß es furchtbar schwer sei, ihr den Onkel abzugewöhnen, ohne unzart zu sein.

Mein Freund war von jeher durch seine kühnen Ratschläge bekannt. Er ist nie verheiratet gewesen und behauptet, gerade deshalb ein gründlicher Kenner der Ehe zu sein. Vielleicht hat er in gewissen Sinne gar nicht so unrecht, da er der Ehe als Unparteiischer gegenübersteht und nicht von Sentimentalitätsrücksichten — wie er es nennt — angekränkelt ist. Er sann eine Weile nach, dann hob er die Hand und machte große Augen, wie wenn er sagen wollte „Ich hab's!“, und äußerte endlich, es gebe nach seiner Meinung ein einfaches und psychologisch unanfechtbares Mittel, ich müsse mir eine selige Tante anschaffen. Es sei sehr wichtig, bei allen Dingen an die Wurzel zu gehen und tief zu schürfen (ein Lieblingsausdruck von ihm), und er versprache sich nur Erfolg, wenn ich den Mut hätte, die Sache psychologisch zu ergreifen.

„Ich verstehe Dich,“ antwortete ich, und mußte das Logische meines Gedankenganges anerkennen, ohne mich doch einzuwickeln mit der praktischen Ausführung befreundeten zu können. Doch sein halb mit Scherz gegebener Rat wirkte in mir nach.

Es war an einem Abend, als wir uns zum Theater zurecht machten. Meine Frau hat die Eigenschaft, sich schwer für einen bestimmten Schmeiß zu entschließen, und wenn sie sich endlich entschlossen hat, ganz bestimmt doch noch einen ganz anderen zu nehmen. Als sie mich nun zweimal um meinen Rat gefragt und jedesmal diesen mißachtet hatte, besaß ich die unglaubliche Kühnheit, die Bemerkung hinzuzufügen:

„Meine selige Tante pflegte zu sagen: Wer lange wählt, stiehlt sich und anderen die Zeit!“

Zunächst schien es, als ob meine Frau dies gar nicht gehört habe, sie probierte ruhig weiter, bis sie plötzlich aufblickte und etwas erstaunt fragte, was denn das für eine Tante sei, von der ich ihr noch nie erzählt habe? Das kleine Examen, das sich nun entwickelte, bestand ich unter Zuhilfenahme meiner Phantasie recht gut, bis sich denn meine selige Tante Emma als ein Wesen von hohen Geistesgaben und tiefem Gemüt aus diesen Erörterungen herauskristallisiert hatte. Ich gab zu, sie längere Zeit aus dem Gedächtnis verloren zu haben, betonte dann aber, daß sie neuerdings bei verschiedenen Gelegenheiten mit besonderer Deutlichkeit wieder vor mir aufgetaucht sei.

Seitdem standen wir unter dem Zeichen der seligen Tante. Ich wurde ihr ordentlich gut, denn ich konnte so manches unter dieser Flagge sagen, was geradezu ausgesprochen wahrscheinlich weniger Eindruck gemacht haben würde. Mahnung und Erinnerung reichten sich die Hand, um das teure Wesen in immer hellere Erscheinung treten zu lassen, bis dann eines Tages meine Frau, als ich wieder den Schatten Tante Emmas herausgeschwor, die Aeußerung machte, diese Tante sei anscheinend eine unaussprechliche alte Jungfer gewesen. Da merkte ich, daß ich auf dem Wege war, mein Ziel zu erreichen.

Seitdem vermeide ich es etwas mehr, in den Erinnerungen an die selige Tante zu wühlen, und lasse sie nur hin und wieder einmal aufsteigen. Der selige Onkel aber ist fast ganz zurückgedrängt, da meine Frau sozusagen gar keine Zeit mehr hatte, sich seiner zu erinnern. So glaube ich, daß mein Freund mir wirklich einen guten Rat gegeben hat. Und wenn sie den Zusammenhang herausbekommt? Das würde, hoff ich, auch nichts schaden, denn sie hat zur Genüge erkannt, wies tut, und das ist doch immer die Hauptsache.

Ich hätte wirklich nie gedacht, daß ich den seligen Onkel auf so gute Manier loswerden würde. Ich habe nichts mehr gegen ihn und gönne ihm die Erinnerung im Herzen meiner Frau, ja ich komme sogar selbst hin und wieder auf ihn zu sprechen. Es scheint mir zwar, als ob sie in solchen Augenblicken schnell abbräche, wahrscheinlich, weil sie den Schatten der seligen Tante fürchtet. Ich sehe es kommen, daß ich diese nur noch in Reserve zu halten brauche.

Ja, und was ich eigentlich sagen wollte: Dergleichen erreicht man doch schließlich nur durch Weltklugheit. Darin bin ich jetzt durchaus der gelehrige Schüler meiner lieben Frau.

Vermischtes.

• Eine höfliche Art, Krieg zu führen. Die Wandlung in der Art der Kriegsführung, die sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat, wird in drastischer Weise veranschaulicht durch einen Bericht über die Schlacht von Fontenoy, in der sich Engländer und Franzosen gegenüber standen. Die Engländer gingen, wohlgerichtet in Linie, langsam und gemessenen Schrittes, wie es die damalige Kriegskunst unbedingt forderte, gegen die französische Garde vor, die den Angriff mit Gewehr bei Fuß erwartete. Die französischen Offiziere standen einige Schritte vor der Front und begrüßten die Engländer durch Abnahme der Kopf-

bedeckung. Der englische Kommandeur ließ auf 50 Schritt von den Franzosen das Regiment halten und forderte den französischen Kommandeur auf, das Feuer zu eröffnen. „Bitte, nach Ihnen,“ war die höfliche Antwort, „die französische Garde schießt nie zu- erst!“ Aber auch die Engländer wollten ihren Gegnern an Pö- lichkeit nicht nachstehen, und so verging eine kostbare Viertelstunde, ehe sich der englische Kommandeur dazu entschließen konnte, durch Eröffnung des Feuers den blutigen Reigen zu eröffnen. Man möchte diese Geschichte nicht für möglich halten, wenn sie nicht von glaubhaften Schriftstellern versichert würde.

Wie die Frauen von Washington Kriegs-übungen abstellten. Jüngst kamen die Frauen der vor-nehmen Gesellschaft Washingtons zu der Ansicht, früher oder später könne ihr Land einmal in einen Krieg verwickelt werden, und so beschloßen sie, sich auf den Kriegsdienst vorzubereiten. Wie sie das taten, schildert in ergötzlicher Weise ein Brief an das „Morgen- blatt“: 200 junge Mädchen und Frauen aus den reichsten Kreisen bezogen ein „Kriegsübungslager“, in dem die Kriegsübungen ab-gehalten wurden. Das Lager, aus Zelten bestehend, die jedoch außerordentlich groß und gut ausgestattet waren, wurde auf einer Wiese aufgeschlagen, die einem der vornehmsten Sportklubs Washingtons gehörte. Es versteht sich von selbst, daß die Frauen sich Kleidfame Uniformen angeschafft hatten: kurze, hübsche Kaki- röhre, dunkelblaue Hosen und breitkrempige Hüte. Gleich nach dem Beziehen des Kriegsüblers stellten sich die ersten Schwierigkeiten heraus: wer sollte lochen? Keine der Frauen wollte das, und so blieb nichts übrig, als aus Washington ein paar Köche kommen zu lassen. Dazu kam von außen eine unerbetene Hilfe: das vor-nehmste Wohnhaus Washingtons eröffnete nämlich für die Zeit der Kriegsübungen ein Zweiggeschäft unmittelbar neben dem Zeltlager und machte, wie sich denken läßt, glänzende Geschäfte, denn es be- zogen von ihm nicht nur die Kriegsübenden Damen allerlei Ess- und Trinfbares, sondern am Abend kamen auch Väter, Brüder und Freunde der amerikanischen Amazonen, die natürlich auch nicht hungern und dursten wollten. Und dennoch führte die Magen- frage zu etwas Furchterlichem: während der Kriegsübungen herrschte große Hitze; in den Küchenräumen des Kriegsüblers war die Hitze begreiflicherweise noch größer, und so zogen sich die Köche ihre Röcke aus; daran nahmen die vornehmen Damen von Washington Anstoß; sie fanden es zuerst unanständig im höchsten Grade, fanden sich aber schließlich damit ab, daß die Frau im Kriegsdienste auch den Anblick nackter Männerarme ertragen müßte. Der demo- kratische Grundgedanke der Gleichheit ließ sich unschwer durchführen, da es sich ja nur um Angehörige der besten Kreise handelte, und da im übrigen die körperliche Größe für die Reife Folge maßgebend war, konnte sich keine der Damen beschweren. Unangenehm emp- fanden sie es aber, daß nur auf je fünf Damen des Kriegsüblers ein Spiegel kam, und noch schlimmer war es, daß zwischen dem Beziehen am Morgen und dem Frühstück nur wenige Minuten zur Benutzung des Spiegels vorhanden waren. Allein man wußte sich zu helfen, indem man Kleiderbürsten mit blankpoliertem Silber- beschlag einführte. Die eigentlichen Kriegsübungen kommen in dem norwegischen Briefe sehr kurz weg, was wohl daran liegt, daß sich die Damen nicht allzu viel damit abgegeben haben; es wurden ein paar Vorträge über Ernährung und ähnliche Dinge gehalten, es wurde Unterricht in der Behandlung Leichtverwundeter erteilt — das war alles. Im ganzen aber waren die Damen Washingtons nach Ablauf der Kriegsübungen sehr damit zufrieden, daß sie 14 Tage lang Uniformen getragen hatten und in Reih und Glied zu den Mahlzeiten marschiert waren.

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

— **Wegwarte** (Fichorie). Nun leuchtet sie wieder mit ihren lichtblauen Augen dem Wanderer draußen entgegen, die schlanke Wegwarte — in Wahrheit eine Warte des Weges. Wie hätte die sagenbildende Sinnigkeit des „Vollses der Dichter“ nicht auch um sie ihr Geschlecht winden sollen! Natürlich geht sie dabei von dem Worte warten aus. Der Volksglaube des 16. Jahr- hundert läßt die Pflanze ursprünglich eine Jungfrau sein, deren Liebster in die Ferne gezogen ist. Sie hat nun Tag für Tag am Wege gestanden und mit ihren großen blauen Augen sehnsüchtig hinausgeschaut, um den Heimkehrenden zu erwähen. Allein nimmer hat er sich zeigen wollen, und zuletzt hat man — wahrscheinlich der unvermeidliche harte Vater — in sie gedungen, doch endlich dem Weinen, Säumen und Warten ein Ende zu machen und ihr Herz einer neuen Minne zu öffnen. Da aber soll sie in Tränen zerfließend ausgerufen haben:

Oh' als ich sah das Weinen stehn,
Will ich lieber auf die Wegscheid gehn,
Ein' Feldblum' dort zu werden.

Und siehe, die Gottlieb erbatnt sich ihrer und verwandelt sie in unsere Wegwarblume.

Vergessen hat sie der wilde Knab,
Und wo sie gewarct, da fand sie ihr Grab,
Ein' Blümlein sriebelet am Wege,
Wegwart, Wegwart!

Auch als Blume schaut sie mit ihren blauen Augen sehnsüchtig die Straße entlang in die Ferne, als ob sie noch immer des Ge- liebten warte. Denn, sobald er heimkehrt, wird sie entzaubert werden und zu neuem Menschenleben erwachen. Vergebens! Der Sommer kommt und der Sommer geht,
Der Herbstwind über die Weide weht,
Das Blümlein wartet am Wege —
Wegwart, Wegwart! (Scheffel.)

Söhns (Dannover).

Büchertisch.

— Major G. Morah: „Tage des Krieges“. Mili- tärliche und politische Betrachtungen, 1914—1916. Band II. Mit fünf großen farbigen Karten und 30 Kartenstücken im Text (Huten- Verlag, Berlin SW 11). Preis geb. M. 5.—, gebd. M. 6.—. Dem ersten Bande seiner „Tage des Krieges“ hat Major Morah sehr schnell den zweiten folgen lassen. Der zweite Band geht mit dem großen Madurchbruch in Westgalizien ein und schließt ab mit Januar 1916, umfaßt also wiederum einen Zeitraum von nahezu neun Monaten. Der Eindruck des ersten Bandes verstärkt sich noch über der Lektüre des zweiten: Hier haben wir ein Kriegswerk vor uns, das bleibenden Wert beanspruchen darf.

— **Vogesen wach!** Erlebnisse und Schilderungen aus dem Kriege 1914—16 des Schweizer Hermann Kurz. Mit 16 Bildern vom Kriegsschauplatz. Preis 2 M. (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57.) Erinnerungen und Schilderungen eines Schweizer sind in ihm vereinigt, eines Schweizer, der hellen Auges und warmen Herzens den Kämpfen an der Vogesen- front bewohnte, eines Dichters, der zugleich Militär ist. Der Name Hermann Kurz ist uns Deutschen längst als der einer starken dichterischen Persönlichkeit bekannt.

— **Unartige Musenkinder.** Ein buntes Sträußchen lustiger Pflanzen, aus Treibhausbeeten alter und neuer Zeit gepflückt und gewunden von Richard Boozmann. Neue, durch- gesehene und verbesserte Auflage. Erstes bis zwanzigstes Tausend. Leipzig, Hesse & Becker Verlag. 568 Seiten. 2,50 M., gebd. 3 M. (Feld-Ausgabe in zwei Teilen leicht kartoniert 3 M.) — Diese un- artigen Musenkinder sind lebenskräftig — daran ist gar kein Zweifel; schon nach wenigen Monaten war die erste Auflage von 10 000 Exemplaren vergriffen. Die neue Ausgabe ist kein bloßer Neudruck, sondern weist gegenüber der alten erhebliche Verbesse- rungen auf: so manches schwächere Gedicht ist verschwunden und durch ein wirkungsvolleres ersetzt, so manches, wenn auch gering- sätzliche, Versehen beseitigt. Der große Beifall, den das reichhaltige Werk — es enthält etwa 1000 Gedichte! — bei den Kriegern ge- funden hat, bestimmte die Verlagsbuchhandlung, neben der einbändigen eine zweiteilige Feld-Ausgabe herzustellen, die bequem ins Feld ge- sandt werden kann.

Giesener Hausfrauen-Verein.

Wochen-Räucherzettel.

- Sonntag: Haferslockensuppe, Schweinebraten mit Erbsen und Karotten, Kartoffeln, Rotegrün.
- Montag: Gemüsesuppe, Nudeln mit Obst.
- Dienstag: Grünkernsuppe, Milchgemüse oder Spinat mit gedöckerten Eiern.
- Mittwoch: Bohnensuppe, Wirsinglotteseltz mit Kartoffeln und Salat.
- Donnerstag: Kartoffelsuppe, Schellfisch mit Kartoffeln und Senfkraut.
- Freitag: Grüne-Erbsensuppe, Reisbrei mit Zucker und Biml.
- Samstag: Fleischbrühe, Suppenfleisch mit Wirsinggemüse und Kartoffeln.

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A A G O O P P P P S S S S Y Y derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrecht. Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:

1. Ein Mineral.
2. Eine Arzneipflanze.
3. Figur aus einem Schiller'schen Drama.
4. Stadt in Ungarn.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Skat-Aufgabe in voriger Nummer:
Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.
Vorhand drückt trZ und carZ. Mittelhand besitzt trK, tr9, tr8, tr7, pA, pZ, cZ, c8, carA, car9, Hinterhand den Rest. Gang des Spieles:
1. B. trB M. pZ G. p7 = 12.
2. B. pB M. pA G. pD = 16.
3. B. trA M. tr7 G. trD = 14.
Vorhand erhält nichts weiter, hat aber zusammen mit den ge- drückten 20 Augen das Spiel mit 62 gewonnen.